

Year: 1999

Philosophiegeschichte und Geschichtsphilosophie

Angehrn, Emil

Posted at edoc, University of Basel

Official URL: <http://edoc.unibas.ch/dok/A5251867>

Originally published as:

Angehrn, Emil. (1999) Philosophiegeschichte und Geschichtsphilosophie. In: Die Zukunft des Wissens : XVIII. Deutscher Kongress für Philosophie, Konstanz, 1999 : Workshop-Beiträge. Berlin, S. 1133-1140.

Emil Angehrn

Philosophisches Seminar der Universität Basel, Nadelberg 6-8, CH - 4051 Basel

Philosophiegeschichte und Geschichtsphilosophie

1. Die Geschichtsverwiesenheit der Philosophie

Zu den Eigentümlichkeiten der Philosophie gehört ihr starker Bezug zur eigenen Geschichte. Darin liegt zweierlei: Anders als beim Großteil der Wissenschaften gehört es zur typischen Arbeitsweise der Philosophie, Begriffsklärungen und Problemerkörterungen im mehr oder weniger intensiven — teils punktuellen, teils komparativ ausgreifenden — Dialog mit früheren Positionen durchzuführen. Zugleich macht Philosophiegeschichte nach verbreitetem Verständnis selber einen Teil des Fachs Philosophie aus, wobei sich die historische Beschäftigung mit der eigenen Disziplin nicht einfach als Fachgeschichte (wie Medizingeschichte oder Ethnologiegeschichte) versteht, die ein Sonderthema bzw. eine äußere, kontingente Ergänzung zur gegenwärtigen wissenschaftlichen Praxis darstellt. Beide Aspekte der Verwiesenheit auf Geschichte, der historische Bezug thematischer Arbeit und die Integration der Philosophiegeschichte in das Fach, sind auffallende Merkmale, die zu Fragen Anlass geben. Zu fragen ist, wodurch die Geschichtslastigkeit der philosophischen Ausbildung sachlich gerechtfertigt sei und ob sich nicht produktive philosophische Forschung vom historischen Bildungsballast zu befreien und direkt den Sachen zuzuwenden habe. Es sind Fragen, die sich oft zur Kritik verschärfen: sowohl als Kritik von außen, als Vorbehalt von Fachwissenschaften gegen die übermäßige Selbstbezogenheit philosophischer Reflexion und Kritik am historisierenden Rückzug aus den drängenden Problemen der Zeit, wie auch als immanente Abkehr der Philosophie von ihrer Selbsthistorisierung, als Versuch der Neubegründung einer rein systematischen — empiristischen, phänomenologischen, sprachanalytischen etc. — Philosophie. Die Entwicklung des Jahrhunderts hat in weiten Teilen zur Etablierung einer solchen — unterschiedlich spezifizierten — ahistorischen Philosophie geführt. Dennoch ist ihre Folge nicht die simple Verabschiedung der historischen Erbschaft gewesen. Geschichte bleibt eine Herausforderung für die Philosophie, deren Status als historisch-systematische Disziplin bleibt kontrovers; zum Teil lässt sich in Strömungen, die sich von historischer Reflexion losgesagt hatten, eine Rückkehr der Geschichte beobachten. Aufs Ganze gesehen, bleibt der Geschichtsbezug ein signifikantes, doch aufklärungsbedürftiges Merkmal der Philosophie.

Für die folgenden Überlegungen wird von einer Philosophie ausgegangen, für welche die Verwiesenheit auf die eigene Geschichte keine beliebige Ergänzung, sondern konstitutiv ist; zu fragen ist, was dieser Bezug beinhaltet, welches sein Status und seine Funktion für die Philosophie sind. Zu den "gewöhnlichen Vorstellungen über die Geschichte der Philosophie" rechnet Hegel die beiden Ansichten, welche Geschichte einerseits als "Vorrat von Meinungen", andererseits als "Erweis der Nichtigkeit" philosophischer Wahrheitsansprüche ins Spiel bringen.¹ Auf Geschichte zurückzugreifen, wird zuweilen in dem Sinn empfohlen, dass Geschichte als eine Art Steinbruch der Ideen zu nutzen sei. Denken beginnt nicht im leeren Raum und vom Nullpunkt aus. Philosophische Analyse kann auf Begriffsexplikationen, Argumentationsstränge, Problemformulierungen und Lösungsvorschläge zurückgreifen, wie sie die Ideengeschichte in reichem Maße hervorgebracht hat; es ist ein Gebot der Klugheit, sich durch Erfahrungen Früherer belehren zu lassen. Auch wenn — oder gerade weil — philosophische Wissenschaft nicht nach dem Modell eines kumulativen Wissenserwerbs fortschreitet, liegt es nahe, sich auf frühere Begriffsarbeit zu stützen, um sich darin über gesicherte Ergebnisse, aber auch über Aussichten, Implikationen und Aporien bestimmter Zugangsweisen, Begriffsunterscheidungen und Fragerichtungen Klarheit zu verschaffen. Zur Berufskompetenz dessen, der sich als Philosoph in den interdisziplinären Diskurs einschaltet, gehört das Verfügen über solche Erfahrungen. Sie im Namen reiner, unbelasteter Begriffsarbeit auszuschlagen, erscheint

¹ G. W. F. Hegel, *Vorlesungen über die Geschichte der Philosophie I*, in: *Werke in 20 Bänden*, Frankfurt/M. 1971, Bd. 18, 28-36.

als Zeichen der Naivität. Auf der anderen Seite bedeutet das Ernstnehmen von Geschichte nicht nur eine Abstützung, sondern auch eine Verunsicherung und Selbstrelativierung. Gegenwärtiges Philosophieren fügt sich damit selber in eine Geschichte ein, wird selber zur historischen Figur. In radikalerer Deutung kann daraus die Widerlegung strenger Erkenntnis, bis hin zur Problematisierung des philosophischen Programms selber resultieren; der Historismus ist zu einer der Hauptquellen des Relativismus geworden.

Diese "gewöhnlichen Vorstellungen" sind ersichtlich nicht geeignet, den konstitutiven Geschichtsbezug des Philosophierens adäquat zu beschreiben; sie bleiben diesem zu äußerlich. Dennoch müssen sie nicht verworfen, sondern eher vertieft, in ein grundlegendes Verständnis der Geschichtlichkeit überführt werden. Hegel tut dies so, dass er jene in ein historisches Entwicklungskonzept aufgehen lässt, demgemäß ein gegenwärtiges Philosophieren das geschichtlich vorgegebene Ideengut nicht als beliebig zu nutzende Ressource außer sich hat, sondern als innere Substanz aneignet; die Einfügung in die Logik des Geschichtsverlaufs bedeutet keine Relativierung, sondern im Gegenteil eine Begründung und Rechtfertigung gegenwärtigen Denkens. Nachhegelsches Denken hat die metaphysisch-teleologischen Prämissen solcher Integration außer Kraft gesetzt. Doch lässt sich auch unabhängig von ihnen die Idee eines wesentlichen und affirmativen Geschichtsbezugs des Denkens formulieren. Philosophie verständigt sich in historischer Reflexion über sich selber. Sie vergewissert sich ihres Projekts, sie sucht Klarheit über ihre Fragen zu gewinnen, begriffliche Festlegungen und theoretische Optionen in ihrer Tragweite zu begreifen, erkenntnisleitende Interessen, aber auch verdeckte Motive des Philosophierens freizulegen. Dazu bietet der Blick auf historische Positionen, an welche das Philosophieren anschließt und mit denen es sich auseinandersetzt, einen privilegierten Zugang. In der Geschichte, die sowohl ihr Anderes wie sie selber ist, gewinnt Philosophie ein Verständnis ihrer selbst und zugleich einen Ort kritischer Selbstreflexion.

Es liegt auf der Hand, dass die näheren Konturen und Ergebnisse solcher historischer Selbstverständigung der Philosophie mit deren Verständnis von Geschichte variieren. Die Verwiesenheit der Philosophie auf ihre Geschichte geht über die philosophische Ideengeschichte hinaus: Sie verweist auf Geschichte als solche und tangiert sowohl die prinzipielle Geschichtlichkeit des Denkens wie den philosophischen Begriff *der* Geschichte, in welche die Ideengeschichte als Teil sich einfügt. Philosophiegeschichte, wo sie mehr als eine Historiographie philosophischer Ideen ist, steht im Wechselspiel mit Geschichtsphilosophie. Die Frage nach dem Geschichtsbezug der Philosophie ist selber eine geschichtsphilosophische Frage. Die Frage, ob und wie Philosophie sich auf ihre Geschichte zu beziehen (oder sich als ahistorische Disziplin zu etablieren) habe, bringt unseren Begriff von Philosophie und unser philosophisches Verständnis von Geschichte zugleich ins Spiel.

Dieses Wechselspiel ist anhand exemplarischer Weisen der Bezugnahme der Philosophie auf ihre Geschichte zu konkretisieren. Es ist ein bedeutsames Faktum, dass wir über das Ganze der Geschichte, von Aristoteles bis zu Derrida auf überaus prägnante Typen der Verflechtung des eigenen Philosophierens mit der Denkgeschichte treffen. Vor ihrem Hintergrund ist die allgemeine Frage nach der Geschichtlichkeit der Philosophie zu reformulieren.

2. Die Besinnung auf den Anfang: Aristoteles

Eine besonders aufschlussreiche Gestalt für unsere Leitfrage stellt bereits Aristoteles' Bezug auf die Vorgeschichte seiner philosophischen Arbeit dar. Die Lehrschriften, namentlich die *Metaphysik* und die *Physik*, enthalten in ihren Eingangsbüchern ausführliche, nach systematischen Gesichtspunkten geordnete Darstellungen der Vorgänger. Exemplarisch aber ist die aristotelische Bezugnahme auf die Vorgeschichte vor allem dadurch, dass sie gleichzeitig die Funktion dieses Bezugs hervortreten lässt. Das Interesse gilt nicht der Historie um ihrer selbst willen. Vielmehr steht die Reflexion auf die Forschungen der Vorgänger ganz im Dienste der Vergewisserung des eigenen Projekts: Dessen Fragerichtungen, Problemexpositionen und tentative Antworten werden im Gespräch mit älteren Vorschlägen entworfen, konkretisiert und zur Diskussion gestellt. Von besonderer Prägnanz ist dieser Rückbezug dort, wo er nicht nur

unterschiedliche Antworten auf vorgegebene Fragen vorführt (etwa auf die Frage nach Zahl und Art der Bewegungsursachen in Phys. I), sondern sich darum bemüht, die Frage selber zu erarbeiten, ja, sich über den Sinn des eigenen Vorhabens selber Klarheit zu verschaffen. Das herausragende Beispiel ist der Anfang der *Metaphysik*, deren Eröffnungskapitel unter dem Leitbegriff der "gesuchten Wissenschaft" stehen und den Gegenstand, die Fragerichtung und das Forschungsziel der Ersten Philosophie zu bestimmen suchen. Es ist ein bemerkenswerter Tatbestand, dass das Gründungsdokument der *Metaphysik* nicht mit der Diskussion metaphysischer Probleme und letzter Fragen, sondern mit der Verständigung über sich selber, mit der Frage, worum es der Philosophie geht, einsetzt. Diese Selbstvergewisserung geschieht in zwei Schritten, indem Aristoteles zum einen den Nachweis antritt, "dass alle als Gegenstand der sogenannten Weisheit die ersten Ursachen und Prinzipien ansehen" (Met. I.1, 981b28-29), und indem er zum anderen die von ihm vorgeschlagene Ursachentypologie dadurch zu plausibilisieren sucht, dass er jene zu Rate zieht, die "vor uns das Seiende erforscht und über die Wahrheit philosophiert haben" (I.3, 983b1-3); ausdrücklich hält der Abschluss des ersten Buches fest, dass der Durchgang durch die Lehren der Vorgänger den eigenen Ansatz bestätigt.

Allerdings bringt Aristoteles in diesem Zusammenhang eine wichtige Unterscheidung an, die auf eine grundlegende Weichenstellung im historischen Denken vorausweist. Die älteren Philosophen, so sein Fazit, haben von den fraglichen Prinzipien der *Metaphysik* "nur dunkel" gehandelt, sofern "zwar in gewisser Hinsicht von allen schon früher die Rede war, in anderer Hinsicht aber niemals. Denn die Erste Philosophie schien über alle Dinge nur zu stammeln, da sie noch jung war und am Beginn stand" (I.10, 993a12-17). Die historische Vergewisserung der Philosophie geht auf einen Ursprung zurück, der seiner selbst alles andere als sicher ist. Es ist eine Entstehungsphase, in welcher das Denken seine Konturen erst sucht und sich über das, was es meint und wonach es fragt, Klarheit verschaffen muss. Späteres Denken gewinnt die Sicherheit seines Fragens nicht über die Reaktivierung eines in sich transparenten Anfangs, sondern in einem Gespräch, worin das Bestimmen des eigenen Weges mit der Aufhellung und Präzisierung dessen, was uns der andere zu verstehen gibt, einhergeht: Das Sichfinden ist ein Auslegen der Herkunft. Beides ist gleichermaßen von Bedeutung: Wir fangen nicht im Unbestimmten und Leeren an, sondern indem wir eine Denkgeschichte aufnehmen, an ihre Fragen anschließen, ihre Suche weiterführen; wir verorten uns damit in einer Geschichte und verstehen uns von einem Ursprung her, die ihre Bestimmtheit erst im Nachhinein, in ihrer Fortschreibung und nachträglichen Entfaltung erhalten. Die erste Figur der Geschichtsverwiesenheit der Philosophie ist eine originär hermeneutische: Es geht um ein Sichverstehen im Verstehen des Anderen. Die "stammelnde" Vorgeschichte, Symptom des Anfangs, ist weit darüber hinaus Kennzeichen der hermeneutischen Situation: Die Geschichte, im Dialog mit welcher wir uns über uns verständigen wollen, ist kein voll Bestimmtes und restlos Explizites, sondern eines, das selber erst gelesen und gedeutet werden muss, das in der aneignenden Neubeschreibung je neu konstituiert wird. Die Interpretationsbedürftigkeit der Geschichte und das Bedürfnis nach Selbstaufklärung — Selbstinterpretation — der Philosophie entsprechen sich gegenseitig.

Aristoteles' Rückwendung zu den Vorgängern illustriert darin einen Wesenszug geschichtlichen Verstehens. Sie wendet sich zu einem Anfang zurück, der erst im Lichte der Nachgeschichte zum Anfang dieser bestimmten Geschichte wird. Wie sich eine Geschichte — in ihrer Verlaufsrichtung, ihren Phasen, in der Frage, was alles zu ihr gehört — erst ergibt (und nicht intentional-planmäßig hervorgebracht wird), so wird ihr Ausgangspunkt erst im Nachhinein zu ihrem Anfang; A. C. Danto hat den retrospektiven Vorgriff, der nachträglich Früheres mit Bezug auf Späteres beschreibt, als Strukturmerkmal historischer Narration herausgestellt. Die ältesten Gestalten der Denkgeschichte werden in prägnantem Sinn als Anfang gefasst, sofern sie erste Artikulationen einer Suche, eines Fragens sind, das über sich hinausweist, das in seiner Stoßrichtung selber präzisiert werden muss und *als* Frage auf das offene Feld möglicher Antworten weist. Späteres ist angesprochen durch das Frühere, herausgefordert durch die Fragen, die das anfängliche Denken aufwirft. Zugleich ist das Anfängliche offen, nicht festgelegt in der bestimmten Ausrichtung seines Fortgangs: So wird es in der Fortschreibung zum Anfang verfestigt, bleibt es für jedes Weiterschreiben erneut befragbar und in je neuer Weise als Vorgeschichte anzueignen.

3. Der Ausgriff auf das Ganze: Hegel — Husserl

Über diese Herkunftsbesinnung geht jene Selbstverortung in der Geschichte hinaus, die einen Ausgriff auf das Ganze der Geschichte, eine Verweisung zwischen Herkunft und Abschluss enthält. Es ist eine Geschichtsbezogenheit, die ein bestimmtes Verständnis der Geschichte, idealiter eine geschichtsphilosophische Vision impliziert. In systematischer Durchführung begegnet uns diese Konzeption bei Hegel. Bei ihm sind Geschichtsphilosophie wie Philosophiegeschichte integrativer Bestandteil der Geistesphilosophie: Sie explizieren die wesentliche Geschichtlichkeit des Geistes in seiner weltlichen Realisierung einerseits, seiner Selbstvergegenwärtigung andererseits; Geschichtsphilosophie bildet dabei selber das Scharnier zwischen der Theorie des "objektiven" und des "absoluten" Geistes, als jene letzte Stufe in der Selbstexplikation des realen Geistes, die dessen Gestalten als Realisationsformen der Freiheit offenbart. Die Medien des absoluten Geistes (Kunst, Religion, Philosophie) sind Formen der reflexiven Vergegenwärtigung, die zugleich den historischen Wandel und die überhistorische Wahrheit in der Darstellung des Geistes herausstellen. Kunst und Religion werden (in der *Enzyklopädie* wie in den *Vorlesungen*) sowohl nach ihrem logischen Begriff wie in ihrer Geschichte entfaltet; die Philosophie wird (im Schlusskapitel der *Enzyklopädie*, welches zugleich das System als ganzes abschließt) nach ihrer Logik in Absehung von ihrer Geschichte (die gleichsam in die *Vorlesungen* über die Philosophiegeschichte ausgelagert ist) dargelegt — wobei man den Unterschied aber auch so lesen kann, dass im philosophischen Gedanken Geschichtlichkeit und logische Wahrheit so sehr verschmolzen sind, dass die Geschichte nicht mehr als eigenes Thema aufscheint.

Hegels Konzeption der Geschichtlichkeit des Geistes ist von einer äussersten Spannweite, die auf der einen Seite die radikale Historisierung des Geistes betont und auf der anderen, gerade infolge der Fundamentalisierung des Historischen, Gefahr läuft, Geschichte tendenziell zu unterlaufen. Am ersten Pol hebt Hegel die Besonderheit der Philosophiegeschichte hervor, die darin besteht, dass der Gegenstand, um dessen Geschichte es geht, nicht im voraus feststeht, sondern als geschichtlich entstehender und in der Geschichte sich konkretisierender erst durch deren Verlauf seine Bestimmtheit gewinnt. Es ist dieselbe Eigenart, welche die philosophische Arbeit als solche kennzeichnet, die nicht von einer vorgegebenen Definition der Philosophie ausgeht. Der Begriff der Philosophie bildet für diese "nur scheinbar den Anfang"; "nur die ganze Abhandlung dieser Wissenschaft [ist] der Erweis, ja, kann man sagen, selbst das Finden ihres Begriffes" (a.a.O. 18). Geschichte als Prozess der Manifestation ist in eins damit Prozess der Selbstwerdung und der Selbstfindung; in diesem Prozess, nicht in einer vorausliegenden Substantialität, hat der Geist sein eigentliches Sein. Philosophiegeschichte betrifft nicht bloß den Wandel der Denk- und Darstellungsformen, sondern die Entfaltung des Inhalts selber, um den es der Philosophie geht.

Die Zusammengehörigkeit von Philosophie und Philosophiegeschichte hat bei Hegel wesentlich mit dieser Konvergenz von Substantialität und Prozess, nicht mit einer äußeren Historisierung philosophischer Denkgebäude zu tun. Im Zentrum steht eine Konvergenz von Wesen und Geschichte, die man sowohl als Fundamentalisierung der Geschichte, wie als Historisierung der Fundamentalphilosophie deuten kann. Dabei ist es wesentlich, in diesem Zusammenführen nicht nur die Verzeitlichung oder Prozessualisierung der Substanz zu sehen; geschichtliches Werden ist Manifestation und Fürsichwerden, als geschichtlicher wird sich der Geist seiner Wesensbestimmung, seiner Freiheit bewusst. Zur Pointe dieser Reflexivität gehört, dass sie selber geschichtlich entstanden ist. Nicht immer hat sich der Geist geschichtlich verstanden, wie er sich nicht immer *als* Geist entfaltet und expliziert hat. Es ist eben ein Merkmal der Gegenwart — und eine Aufgabe gegenwärtiger Philosophie —, diese zweifache Selbstdurchdringung zu vollbringen. Nach der Erforschung der Gesetzmäßigkeiten der Natur ist es nach Hegel nun "endlich an der Zeit", auch die Welt des geschichtlichen Geistes philosophisch zu begreifen.² Dass der Geist sich geschichtlich versteht, ist selber ein Faktum der Geschichte; dass Philosophie sich als geschichtliche und aus ihrer Geschichte — aus den unvollkommenen

² *Vorlesungen über die Philosophie der Geschichte*, Werke, a.a.O., Bd. 12, S. 28.

Formen der Selbsterkenntnis des Geistes heraus — begreifen kann und begreifen soll, ist selber Zeichen einer Zeit, in der Geschichte reflexiv geworden ist.

Ein solches Konzept impliziert offensichtlich einen emphatischen, voraussetzungsreichen Geschichtsbegriff. Dieser enthält neben der basalen Prozessualität die Gerichtetheit eines Entwicklungsgangs und darüber hinaus eine Finalisierung in dem Sinne, dass sich die Gegenwart am potentiellen Endpunkt der Geschichte, zumindest im Ausblick auf das Ende situiert. Selbstvergewisserung geschieht hier nicht nur als Einfügung in eine Herkunftsgeschichte und Aufnahme einer Erbschaft, sondern im Ausblick auf ein Ende, das in der Gegenwart "an sich" gegeben und erkennbar (und allenfalls in der weltlichen Realität auszuführen) ist. Es macht das Charakteristikum prominenter Geschichtsphilosophien aus, dass sie sich, auf eine Folge von Entwicklungsschritten zurückblickend, in der Endphase des von ihnen interpretierten Verlaufs situieren — an der Schwelle des letzten Zeitalters, vor dem letzten Umschwung, der entscheidenden Revolution; man hat dies auch als Antwort auf das erkenntnistheoretische Dilemma gelesen, dass eine umfassende Geschichtsvision sich nur dann der historischen Selbstrelativierung entziehen kann, wenn sie sich gleichsam an der Grenze ihres Gegenstandes, tendenziell außerhalb desselben ansiedelt. Mit dem Ausgriff aufs Ende verbindet sich die Geschlossenheit der Geschichte; für die Auseinandersetzung mit Hegel resultieren daraus die notorischen Fragen nach dem Abschlusscharakter sowohl der von ihm beschriebenen politischen Geschichte wie der durch ihn abgeschlossenen Geschichte der Philosophie. Im ganzen wirft die Behauptung der vollzogenen Reflexion, der nun endlich erreichten Selbstgegenwärtigkeit des Geistes in seiner objektiv-weltlichen Gestaltung wie seiner "absoluten" Selbstexplikation und Selbsterkenntnis die Frage auf, ob das Ernstnehmen, ja die Verabsolutierung der Geschichte sich nicht doch letztlich in ein Unterlaufen des Geschichtlichen, eine Geschichtsnegation verkehrt. Die geschichtsphilosophische Adaptation metaphysisch-naturteleologischer Kategorien ("Entwicklung") mag dafür ein Symptom sein.

Mit Hegel teilt Edmund Husserl die Auffassung, dass Philosophie der Besinnung auf die eigene Geschichte bedürfe, um über ihr eigenes Projekt Klarheit zu gewinnen: Der Weg zu einem "radikalen Selbstverständnis" führt notwendig über die "Rückfrage nach dem, was ursprünglich und je als Philosophie gewollt und durch alle historisch miteinander kommunizierenden Philosophen und Philosophien hindurch fortgewollt war".³ Wir, die wir "durch und durch nichts anderes als historisch-geistig Gewordene sind", können uns unserer Aufgabe nur versichern "aus einem kritischen Verständnis der Gesamtheit der Geschichte — unserer Geschichte" (72). Ersichtlich ist auch hier sowohl ein substantieller Geschichtsbegriff ins Spiel gebracht wie eine wesentliche Geschichtsverwiesenheit der Philosophie anvisiert. Philosophie bedarf der Besinnung auf ihre Geschichte, um über ihr eigenes Projekt Klarheit zu erlangen und zugleich der Krise der von ihren Wurzeln abgeschnittenen abendländischen Vernunft- und Wissenschaftskultur zu begegnen.

Allerdings umfasst auch Husserls Konzept eine interne Spannung, ein gewisses Schwanken zwischen divergierenden Ansätzen, zwischen einer geschichtsmetaphysischen und einer hermeneutischen Stoßrichtung; gerade darin ist sein Vorschlag im Kontext der hier diskutierten Modelle instruktiv. Auf der einen Seite nimmt Husserl Prämissen einer apriorischen Geschichtskonstruktion als Fundamente der historischen Selbstbesinnung in Anspruch. Vorausgesetzt ist in diesem "Apriori der historischen Welt" (383) zum einen die Kontinuität und Identität des Geschichtlichen: das Nichtabbrechen eines Gesprächs der Generationen, in welchem sich in der ursprünglichen "Deckung" zwischen jetzt Erlebtem und Erinnerungem die "Evidenz der Identität" herstellt (370). Das Anschließen an die Denkarbeit früherer Generationen enthält die Gewissheit — und begründet sie zugleich —, mit denselben Fragen und Gegenständen befasst zu sein. Diese Identität wird zur teleologischen Entwicklung vertieft; sie ist von einer Teleologie in der Entfaltung des bestimmten Gedankens, letztlich einer umfas-

³ E. Husserl, *Die Krisis der europäischen Wissenschaften und die transzendente Phänomenologie*, Den Haag 1962, 16; vgl. zum Thema §§ 6, 7, 9b-g, 15 sowie die Beilagen II, III, XXIV bis XXVIII.

senden Teleologie menschlicher Vernunft getragen, die der Philosophie als Wahrheitssuche ihre Bestimmung gibt. Diese Teleologie greift aus auf das Ganze, auf die Koexistenz der Generationen und "die Totalität der Geschichte und den ihr letztlich Einheit gebenden Gesamtsinn" (386). Sie wird zusammengehalten durch die Extreme des Anfangs und des Endes. Nicht eine im Unbestimmten sich verlierende Herkunft, sondern ein ursprüngliches Gründungsereignis, eine in Urevidenz vollzogene Urstiftung bildet den letzten Bezugspunkt des Rückblicks. An ihn schließt eine Tradierung und Fortschreibung an, die aus der "ursprungsechten" Reaktivierung des Anfangs hervorgeht und deren Fluchtpunkt eine "Endstiftung" bildet, die das ursprünglich Intendierte zu seiner Wahrheit und Erfüllung bringt. (73, 372, 375ff.). Kontinuität, Identität, Teleologie, Totalität, Ursprung und Abschluss stehen für Wesensmerkmale eines Geschichtsbezugs, über den eine geschichtlich sich realisierende Vernunft ihre Identität findet; in paradigmatischer Klarheit stellt Husserl Grundzüge eines substantialistischen Geschichtsdenkens heraus, wie sie im Hauptstrang der nachhegelschen Geschichtstheorie zumeist der Kritik verfallen sind.

Indes finden sie, wie gesagt, in Husserls eigenen Ausführungen ein interessantes Gegengewicht in Andeutungen und Umschreibungen, die auf die Unbestimmtheit, Offenheit, Vielgestaltigkeit historischer Besinnung und Tradierung weisen. Danach ist der Anfang nicht einfach als ursprüngliche, zu reaktivierende Evidenz gegeben, sondern als ein offenes, vages Beginnen, über dessen Gehalt historische Reflexion sich erst klar werden muss: in der Aufhellung ungeklärter Motive, der Korrektur von Sinnentstellungen, der Erschließung verborgener Sinnimplikationen. Geschichte ist fortwährende Sinnbildung und Sinnsedimentierung, in welcher Prozesse des Aufnehmens, Hervorbringens, Verwandels und Überdeckens von Sinn interferieren. So können Spätere nicht linear fortführen, was in klaren Linien vorgezeichnet ist: Sie schließen in unterschiedlichen Modalitäten an die Arbeit früherer Generationen an, indem sie Kritik üben, Einseitigkeiten und unbeachtete Problemhorizonte aufdecken, Unbestimmtheiten, Unklarheiten und Vieldeutigkeiten enthüllen, präzisere Begriffe und neue Arbeitsprobleme entwerfen (491), schließlich selber "einen neuen Faden in den Teppich der Kultur hineinweben" und damit rückwirkend Vergangenes neu interpretieren, der Geschichte eine neue Richtung geben (503). Damit ist eine andere, nicht weniger gehaltvolle Richtung des Geschichtsdenkens ins Spiel gebracht, die ohne die starken Präsuppositionen der Identität, der Urstiftung und der abschließenden Erfüllung auskommt und stattdessen auf die Kontinuität, das Nichtabbrechen des philosophischen Gesprächs über die Zeiten setzt. Der Dialog mit der eigenen Geschichte dient dem systematischen Philosophieren nicht mehr, wie bei Hegel (oder Schelling), als "Beweis" des eigenen Begriffs, sondern als Medium der Selbstaufklärung und Verständigung.

4. Die hermeneutisch-dekonstruktive Verständigung über Geschichte: Gadamer — Derrida

Philosophische Hermeneutik analysiert den konstitutiven Geschichtsbezug des menschlichen Selbstverständnisses, ohne ein bestimmtes, metaphysisches Geschichtsbild zu unterstellen. Als Kern des Verstehens hat H.-G. Gadamer die Logik von Frage und Antwort herausgearbeitet: Einen Text verstehen heißt die Frage verstehen, auf die der Text eine Antwort ist. Allgemein liegt in der These vom Primat des Fragens, dass Verstehen auf den Problem- und Fragehorizont zurückweist, innerhalb dessen ein Sinngebilde sich kristallisiert; auf Philosophie und Philosophiegeschichte angewendet heißt dies, dass das Verständnis der Philosophie von dem, was sie ist und was sie will, von ihren Fragen her bestimmt ist und dass sie diese Fragen in der Aneignung und Neuformulierung der Fragen früherer Philosophien gewinnt. Dazu ist eine Kontinuität der Geschichte, das Aufeinander-Bezugnehmen und Aneinander-Anschließen des philosophischen Gesprächs vorausgesetzt. Philosophisches Denken lässt sich ansprechen durch die Fragen, die aus der Geschichte an es ergehen; in einem radikalen Sinn begreift es sich von den anfänglichen Fragen her, mit denen philosophische Reflexion eingesetzt hat und die der Tradition aufgegeben bleiben. Ursprüngliches Fragen, aus dem die Philosophie herkommt, provoziert nicht nur neue Antworten, sondern ebenso neue Auslegungen der Frage, drängt zum Weiterfragen. Natürlich verselbständigen sich Fragen in bestimmten Epochen und innerhalb systematischer Diskussionszusammenhänge, erweisen ihre Fruchtbarkeit unabhängig von

historischer Rückbindung und Vergewisserung. Doch gehört gerade die verändernde Weiterbildung, Neuakzentuierung und Verschiebung der Fragen zum Charakteristikum philosophischer Arbeit, eine Transformation, deren Kehrseite eine beeindruckende Kontinuität ist, die letztlich im Offenbleiben der meisten großen Fragen gründet: Weil ihre Bearbeitung in keinem Moment abgeschlossen und abgetan und der geschichtliche Fortgang kein linear-kumulatives Weitergehen ist, sondern in wesentlicher Hinsicht ein Interpretationsgeschehen, ein Neubestimmen der Probleme, ist die neue Vermessung eines Forschungsbereichs mit einer Selbstsituierung innerhalb dieses Interpretationsgeschehens, einer Relektüre und Neuauslegung der eigenen Geschichte verknüpft. Für ein Philosophieren, das parallel zur thematischen Arbeit immer auch eine Verständigung über sich selber betreibt, sind die Selbstsituierung in der Geschichte und die verwandelnde Aneignung der Geschichte gleichermaßen unhintergebar.

In direkterer Frontstellung hat J. Derrida Implikate des traditionellen Geschichts- und Verstehensbegriffs aufgelöst, um ein angemesseneres Bild des historischen Anschließens, ja der wesenhaften Geschichtsbezogenheit zu zeichnen. Schon von der Wortbedeutung her hebt sich die Dekonstruktion vom konservierenden Verstehen ab; gleichzeitig will Derrida im strengen Sinn die Identitätsannahmen der Geschichte unterlaufen und damit, a fortiori, den Ideen des Ursprungs, der Totalität und der Teleologie den Boden entziehen. Wie Geschichte auf keine Urstiftung, kein identifizierbares Erstes zurückzuführen ist, so ist sie nicht auf ein erfüllendes Telos hin auszurichten. Es ist nicht a priori gesichert, dass sich in der verändernden Weiterschreibung die Identität der Fragen und Themen, ja nicht einmal des philosophischen Projekts als solchen durchhält; vielleicht, so meint Derrida, träumt Metaphysik nur von der Identität ihrer selbst, von der Einzigkeit ihres Namens.⁴ Gleichwohl verbindet er mit der Auflösung ontologischer Fundamente ein emphatisches Verständnis des Anschließens und Sicheinfügens des Denkens in einen geschichtlichen Zusammenhang. Ein dekonstruierender Umgang mit philosophischen Themen enthält das Zurückgehen hinter etablierte Antworten und Fragen, um über die Dekomposition einer Problemkonstellation, über die Aufdeckung verhüllter Aspekte und Bezüge das in einem tradierten Sinngebilde Gemeinte neu zu perspektivieren, Fragen neu zu formulieren, Komplexe neu zu beschreiben. Obwohl die Dekonstruktion pointiert die Brüche und Innovationen hervorhebt, betont sie mit gleichem Gewicht die Rückbindung an das Dekonstruierte: Jeder neue Entwurf enthält alle früheren in sich, indem er "sie überschreitet, sie in sich einschreibt. Jeder Entwurf wird strukturiert, konstruiert, entworfen, um von allen anderen Entwürfen (vergangenen, gegenwärtigen und sogar zukünftigen) Rechenschaft abzulegen und aufzuzeigen, worin sie gründen."⁵ So ist die dekonstruierende Neubeschreibung "von Fall zu Fall durch eine Sorge um die Geschichte motiviert", auch wenn sie gleichzeitig dazu führt, metaphysische Geschichtsvorstellungen zu destabilisieren (59). Dekonstruktives Philosophieren ist von seinem Ansatz her auf andere Texte, andere Zeugnisse philosophischer Arbeit, andere Bemühungen um philosophisches Fragen verwiesen und will gleichsam zwischen den Zeilen des Geschriebenen den eigenen Text einschreiben, das Vorgegebene ergänzen, korrigieren und weiterschreiben. Es ist ein Schreiben, das in einem Lesen gründet, ein Weiter-Schreiben, das in einem Zurück-Gehen hinter das explizit Gesagte gründet, ohne dass nach der einen oder anderen Seite ein letzter Bezugspunkt in Sicht käme. Wie der Ursprung immer zurückweist, hinter jedem Text ein anderer zu lesen ist, so kommt das Schreiben an kein Ende, zu keiner Erfüllung, zu keinem restlosen Sagen des eigentlich Gemeinten. Dem Begriff der "Spur", der das Immer-schon-Entschwundensein des Gewesenen indiziert, entspricht am Gegenpol die "différance", die den unablässigen Aufschub der Koinzidenz mit sich selber meint; nur im theologischen Horizont, wie ihn Derrida etwa in der Paraphrase des Übersetzer-Aufsatzes von W. Benjamin ausspannt, ist das unablässige Weiterschreiben mit dem Ausblick auf Erlösung verbunden. Dennoch steht solches dekonstruierendes Anknüpfen im Dienste der Erschließung des Gesagten (und Nicht-Gesagten), der Artikulation des Sinnes, der

⁴ J. Derrida, "Guter Wille zur Macht (II)", in: Ph. Forget (Hg.), *Text und Interpretation*, München 1984, 62-77 (72).

⁵ J. Derrida, *Einige Statements und Binsenweisheiten über Neologismen, New-Ismen, Post-Ismen, Parasitismen und andere kleine Seismen*, Berlin 1997, 9.

unterwegs ist. Die Verwiesenheit auf Geschichte wird durch das Fehlen metaphysisch-teleologischer Fundamente nicht abgeschwächt, sondern im Gegenteil radikalisiert.

5. Die Geschichte und das Außen — das Ungedachte der Philosophie

Philosophie ist nach Hegels berühmtem Diktum ihre Zeit in Gedanken gefasst. Darin ist eine Aufgabe, aber auch eine Grenze und Bedingtheit der Philosophie genannt. Nach beiden Hinsichten aber geht der Bezug über die eigene Zeit hinaus: In ihrer Verwurzelung wie im thematischen Ausgriff ist Philosophie auf Geschichte, letztlich auf ihre Geschichte als ganze bezogen. Sie ist dies nicht in symmetrischer Weise als Rückgriff und Zukunftsentwurf, sondern zunächst als Herkunftsbesinnung: Philosophie versteht sich vom geschichtlichen Projekt des Philosophierens her, dem sie zugehört und dem sie sich einschreibt. Anfang und Ende bleiben dabei ohne die letzte Identifikation, die ein metaphysisches Geschichtsbild unterstellt: Herkunftsbesinnung bedarf nicht der Wiederbelebung einer stiftenden Urevidenz, der Zukunftsausgriff nicht der Antizipation einer letzten Konvergenz oder abschließenden Erfüllung. Zwischen beiden Bezügen besteht ein dialektischer Zusammenhang: Aus der Herkunft heraus eröffnen wir den Horizont künftiger Forschung, und in deren Licht vertiefen wir den Rückgang zu den Gründen und Voraussetzungen.

Im Kern der Geschichtlichkeit des Philosophierens steht das Wechselspiel von Wandel und Kontinuität. Auf der einen Seite enthält ein hermeneutisches Anknüpfen an die Tradition Änderungen, Auflösungen und Neubeschreibungen; auf der anderen Seite stellen sich auch Neuinterpretationen und Umgestaltungen in die Linie einer Kontinuität, die den philosophischen Diskurs in singulärer Weise auszeichnet. Es gehört ohne Frage zu den markantesten Eigentümlichkeiten der Philosophie, dass ihre Begründer nicht einfach ein Wissenschaftsgebiet umrissen, sondern ein Gespräch gestiftet haben, das über die Jahrhunderte hinweg, bei allen Unterbrechungen, nicht abgerissen ist. Neben der als Forschungsbereich etablierten und vielfältig spezialisierten Philosophiegeschichte hat systematisches Philosophieren sich typischerweise in diesem geschichtlichen Horizont bewegt und sich, je nach Themenbereich, zu einzelnen Positionen und Entwicklungssträngen oder zur Geschichte als ganzer in ein Verhältnis gesetzt. Das Anliegen dieser Bezugnahme ist nicht Bewahrung, sondern das lebendige Gespräch, das den argumentativen Disput und die hermeneutische Verständigung gleichermaßen einschließt.

Im Dienste der Selbstaufklärung steht der Geschichtsbezug auch darin, dass er über den expliziten Diskurs der Philosophie hinausweist, ihr Außen ebenso wie das in ihr Verdeckte in den Blick bringt. Historische Besinnung, die die Genese der Denkformen und Theoriegestalten reflektiert, kann die Tiefenschicht aufzeigen, in der bestimmende Motive von Problemformulierungen, begrifflichen Weichenstellungen und konzeptionellen Entwürfen identifizierbar werden; sie kann historische und existentielle Erfahrungen sichtbar machen, die Wegen und Prägungen des Denkens zugrunde liegen. Wo sie aufs Ganze ausgreift, an den Anfang zurückgeht, weist sie auf die Grenze und das Davor, kann sie den Schritt reflektieren, der die genuine Denkform der Philosophie von dem ihr Vorausliegenden abhebt, kann sie Voraussetzungen dieses Schritts, das durch ihn Überwundene, aber auch das durch ihn Ausgeschlossene in den Blick bringen. Teils kehrt das Ausgeschlossene als Verdrängtes der Metaphysik wieder, teils bildet sich durch früheste Weichenstellungen ein Ungedachtes der Philosophie als bleibende Hypothek; in diesem Sinn will Heideggers "Destruktion der Ontologie", Vorgängerin der Dekonstruktion, Fixierungen aufbrechen, die den Hauptstrang abendländischer Philosophie determinieren. Auch nach dieser Seite, in der Dialektik von Außen und Innen, von Philosophie und Nicht-Philosophie, erweist sich die historische Reflexion als unabgeschlossen und unabschließbar. Philosophie, die nicht nur festgelegte Aufgaben bearbeiten, sondern über sich selber Rechenschaft ablegen will, ist unhintergebar in diese Dialektik verflochten.